

© Edition Michael Fischer | presse@emf-verlag.de
Nur zur internen Verwendung

TINA KÜCHENMEISTER

DREI ZIMMER, KÜCHE, ELEFANT



echt **EMF**

MEINE
KINDHEIT
IM ZOO

TINA KÜCHENMEISTER

DREI ZIMMER,
KÜCHE,
ELEFANT

TINA KÜCHENMEISTER

DREI ZIMMER,
KÜCHE,
ELEFANT

MEINE
KINDHEIT
IM ZOO

Für Jörg.

INHALT

Einleitung	9
Kreuzfahrt auf der Arche Noah	13
Nicht Erster, nicht Letzter, nicht freiwillig	29
Allein in der Höhle des Löwen	40
Kindertraumland	50
Der Elefant im Raum	65
Der Berg ruft	81
Pippi Lotta auf großer Fahrt	93
Heiter mit Aussicht auf Flauschbällchen	109
Jurassic Park	122
Ströpern	133
Free Willy	145
Der Haufen vor dem Altar	156
Weihnachten im Zoo	168
Urlaub da, wo's nix kostet	181
Trollhütte	196
Djomba und Goni	218
Abbrechen ja, aufgeben niemals!	227
Zecken	237
Europa mit dem Rad	244
Second pilot of the universe	252
Notizen aus meinem Tagebuch	261
Take these broken wings and learn to fly	263
Dank	271

EINLEITUNG

Es ist ein kühler Mittwochmorgen im Januar. Ich bin mit einem drückenden Gefühl aufgewacht, als läge etwas ganz schweres auf meiner Brust. Nach langem Zögern rolle ich mich aus dem Bett. Die Gedanken, die mich abends ewig lange am Einschlafen gehindert haben, sind sofort wieder da und vermischen sich mit dem Januargraupelgrau zu etwas sehr Unangenehmen. Ich wünschte ich könnte sie dahin zurückschicken, wo sie hergekommen sind. Weil das nicht geht, habe ich sie eingefangen und in den letzten Monaten einen sehr stabilen Zaun um sie herum gebaut. Und so schnell werde ich sie nicht freilassen. Viel zu gefährlich. Sie könnten außer Kontrolle geraten. Ich hab sie eingesperrt wie wilde Tiere in einen Zoo. Das Problem ist nur, schon eine kleine Lücke im Zaun reicht und zack: tödlicher Angriff! Vielleicht ist Zähmen dann doch besser als Wegsperrern. Dauert aber länger. Auf der Bettkante hole ich tief Luft. Dann schlüpfte ich in meine Lieblings-Leoparden-Leggings und entscheide: Heute ist der Tag. Heute gehe ich in den Zoo. Um mir die wilden Tiere anzugucken und meinen Gedanken ein bisschen Auslauf zu geben. Das erste Mal seit langem. Ein paar Jahre schon wohne ich in Leipzig. Wenn

man in die Stadt reinfährt, sieht man die großen Plakate, die für den Tierpark Werbung machen. „Ostern feiern mit der Verwandtschaft“ steht auf der Leinwand, die eine ganze Häuserfassade verdeckt. Unter dem Spruch prangt das Bild einer Gruppe Menschenaffen. Ein paar Mal stand ich schon vor dem Zooeingang, sah die Pfleger und das Gewusel und konnte einfach nicht reingehen. Etwas in mir sträubte sich wie ein Hund, der alle Viere in den Boden stemmt, wenn Frauchen an der Leine zieht. Der Hund ist heute auch da, aber sein Frauchen wird stärker sein als er. Hoffe ich zumindest.

Ich mach mir Zahnpasta auf die Zahnbürste und putze mir gründlich die Zähne, trockne mir den Mund ab, schaue in den Spiegel und entscheide, heute auf Mascara zu verzichten. Dann verlasse ich die Wohnung und steige auf mein grünes Klapprad.

Am Zoo angekommen schließe ich mein Rad ab und gehe zur Kasse. Als ich der Frau an der Kasse das Geld reiche, wird mir bewusst, dass ich wohl das erste Mal in meinem Leben Eintritt für den Zoo bezahle. Ich schiebe mich mit all den anderen Zoobesuchern durch das Drehkreuz des Eingangs und stehe plötzlich inmitten von Familien mit unzähligen Kindern, die vor lauter Vorfreude und Aufregung alles um sich herum vergessen und einfach losrennen. Die Muttis tragen Jutebeutel voller Dinkel-Kräcker und Feuchttücher und die Väter haben ihre teuren Outdoorhosen aus dem Schrank gekramt. Passend dazu hängt ihnen schwer die neue Fotoausrüstung um den Hals. Ich schaue mich um

und mir wird bewusst, dass niemand außer mir alleine ist. Mit dem schweren Klotz in meiner Brust fühle ich mich genauso gefangen wie die Tiere in ihren Käfigen. Meine Leopard leggings sagt: „Heyyyy, ich bin eine von euch“, aber als ich am Leopardengehege vorbei gehe, würdigen sie mich keines Blickes. Nicht das Muster macht einen schließlich zum Raubtier sondern die innere Einstellung und meine ist gerade wenig kämpferisch. Am Elefantenengehege bleibe ich stehen und schaue zu den gemütlichen Dickhäutern hinüber. Unbeeindruckt gucken sie in der Gegend umher und kauen genüsslich ihr Heu. Es fühlt sich an wie nach Hause kommen und Erinnerungen sägen kleine Löcher in den Zaun, der meine wilden Gedanken zurückhält: ich als kleines Mädchen am Elefantenengehege im Rostocker Zoo. Ich atme tief ein und schon rollen die Tränen über meine Wange.

Schon immer war ich fasziniert von diesen grauen, heufressenden Bergen, die sich mit einer einzigartigen Gemütlichkeit durch das Gehege schieben. Wie sie mit ihrem Rüssel die Umgebung ausloten hat mich immer irgendwie an U-Boote erinnert. Wenn mein Vater dann mit der Schubkarre kam, schauten sie kurz, schlenderten zu ihm rüber und schnupperten vorsichtig an seiner Jackentasche, um zu prüfen, ob er ein paar Leckerlies dabei hatte. Ruhig stellte er dann die Schubkarre mit dem Heu ab und drückte die Rüsselbande beiseite. Meinen Vater mussten die sanften Dickhäuter nicht ausloten, ihn kannten sie. Er war ihr Pfleger. Wenn er mich unter den Zuschauern am Geländer entdeckte, gab er mir ein kleines Zeichen und ich durfte

mit hinter die Kulissen kommen. Die anderen Besucher staunten nicht schlecht, wenn ich dann plötzlich, klein und lockenköpfig wie ich war, zwischen den Elefanten stand und sie mit Knäckebrötchen fütterte. Angst hatte ich nie, denn mein Vater war ja bei mir.

Vor drei Jahren erkrankte er plötzlich schwer und starb innerhalb weniger Monate. Ich habe ihn dabei begleitet. Ich dachte, die ganze Welt bleibt stehen, aber alles lief einfach weiter. Die Trauer, dieses drückende Gefühl, habe ich seitdem gut weggeschlossen. Doch jetzt, im Zoo und am Elefantengehege, kommt alles wieder hoch. Die wilden Gedanken aber auch die Erinnerungen an meine unheimlich schöne und ganz besondere Kindheit im Zoo.

KREUZFAHRT AUF DER ARCHE NOAH

Meine ersten Lebensmonate wohnten wir in einem kleinen Fischerort direkt am Meer. Im Gegensatz zu meiner Schwester Lisa war ich sehr laut. Man nannte mich liebevoll „die Sirene von Warnemünde“. Vielleicht lag das daran wie ich das Licht der Welt erblickte. „Wir müssen sie holen! Sonst verhungert sie“, sagten die Ärzte damals zu meiner Mutter. Also leiteten sie drei Tage vor dem eigentlichen Termin die Geburt ein. Als ich da war, schaute meine Mutter mich an und dachte: „Der Mond ist aufgegangen.“ Denn ich hatte ein unheimlich rundes Gesicht, feste knuffige Pausbacken und war alles andere als kurz vor dem Verhungern. Ein Diagnosegerät war fehlerhaft gewesen. Genau in diesem Moment muss ein tiefes Misstrauen in mich hineingepflanzt worden sein, denn ich durfte nicht selbst entscheiden, wann ich bereit war, mir die Welt da draußen mal anzusehen und an diesem ganzen Wahnsinn teilzunehmen. Hinzu kommt, dass ich gar nicht geplant war. Ich war mehr so ein Unfall. Meine Schwester war erst ein Jahr und zwei Monate alt, als ich geboren wurde, und meine Mutter

hätte sich sicher gerne noch ein bisschen mehr Zeit gelassen. Aber nun war ich eben da.

Schnell wuchs mir passend zu meinem unüberhörbaren Geräuschpegel ein wilder blonder Lockenkopf. „Krause Haare, krause Sinn“, sagt man. Und kraus war wohl auch die Zeit in die ich hineingeboren wurde. Als die Mauer fiel war ich ein Jahr alt und alles war im Umbruch.

Eine Wohnung zu bekommen, war damals sehr schwierig. Für junge Familien gab es eigentlich nur zwei Optionen: heruntergekommener Altbau mit Ofenheizung und Gemeinschaftstoilette auf halber Treppe oder eben Plattenbau. Und da die Wohnungen 1989 in der DDR noch von einer zentralen Vergabestelle zugeteilt wurden, war da auch nicht viel mit Aussuchen. Angesichts dieser angespannten Wohnverhältnisse freuten sich meine Eltern ganz besonders, als mein Vater kurz vor der Wende das Angebot erhielt, in eine Betriebswohnung im Rostocker Zoo zu ziehen. Nach einer Besichtigung zögerten sie nicht lange und sagten zu.

Das Haus, in das wir zogen, war ein beiges Mehrfamilienhaus mit vier Parteien. Es hätte genauso gut in einer Häuserreihe in einer normalen Straße in der Stadt stehen können, so unscheinbar war es. Um zu uns zu kommen, bog man von einer Hauptstraße, die westlich aus der Innenstadt herausführte, in eine etwas kleinere Straße. Mit einem prüfenden Schulterblick ließ man die Stadt einfach hinter sich, um dann mit ein bisschen Anlauf den steilen Johannisberg zu bezwingen. Auf dem Berg angekommen führte ein schmaler Waldweg entlang einer kleinen Backsteinkirche,

schlängelte sich an einem Verkehrsgarten vorbei, auf dem an Wochentagen im Sommer oft ganze Schulklassen behelmter Kinder herumwuselten, und führte über die Bahnschienen zu einer einsamen Haltestelle. Hier konnte man den Zoo schon hören. Das immer gleiche Blöken der Damhirsche, die an einem Zaun am Wegesrand standen, vermischte sich mit dem Brüllen des Löwen und dem lauten Kindergeschrei vom Spielplatz. Ging man nun an dem Damhirschgehege vorbei, stand man direkt vor der Eingangspforte unseres Hauses. Ihre Farbe bröckelte und es war nicht mehr richtig klar, ob sie moosgrün lackiert war oder ob sich das Moos einfach über die eigentliche Farbe gelegt hatte. Man durfte sich auf keinen Fall dagegen lehnen, denn sonst hatte man sofort Flecken an der Jacke. Beim Auf- und Zumachen quietschte sie ziemlich laut und wir hörten immer sofort, wenn jemand kam. Hinter der Pforte führte ein gepflasterter Weg durch den Garten zu unserem Haus, der von einer großen, dichten Hecke gesäumt wurde. Wenn unser Ball beim Spielen zwischen den grünen Zweigen verloren ging, mussten wir uns durch ein festes Dickicht kämpfen, um ihn zu befreien.

Unser Garten war eingerahmt vom Damhirschgehege auf der rechten und einem grünen Flachbau, der Zooschule, auf der linken Seite. Regelmäßig trafen sich dort Schulklassen und Feriengruppen, um hinter die Kulissen des Zoos zu schauen. Die Kinder bekamen Arbeitsblätter mit Informationen zu bestimmten Tierarten und nicht selten beobachtete ich aus dem Fenster Pinguine, Esel oder Ziegenböcke, die mit Hilfe von kleinen Leckereien in das Gebäude gelockt

wurden, um den neugierigen Kindern vorgeführt zu werden. Außerdem gab es gelegentlich Nachmittags- und Ferienveranstaltungen. Als mein Vater klein war, gehörte er beispielsweise der AG Pony an, die sich einmal die Woche in der Zooschule versammelte, um den Umgang mit den beliebten kleinen Pferden zu erlernen.

Angelegte Beete hatte unser Garten keine und oft wuchs das Gras kniehoch. Dann kam mein Vater mit der Sense und sagte mit verstellter Helge-Schneider-Stimme: „Ich bin der Sensemann!“ Albern tänzelte er dann umher, während er das Gras kurzraspelte. Danach duftete es auf dem ganzen Gelände nach frisch gemähter Wiese und wenn wir Glück hatten, kam auch vereinzelt verloren geglaubtes Spielzeug wieder zutage. Zu gerne wäre ich auf die riesengroßen alten Bäume geklettert, die hinterm Haus standen, doch leider waren die so hoch gewachsen, dass ich sie einfach nicht erklimmen konnte, so oft ich es auch versuchte. Vor dem Haus stand eine Bank auf der meine Eltern oft in der Nachmittagssonne saßen, Kaffee tranken und uns beim Spielen zusahen. In der kleinen Ecke neben der Bank kamen wir oft zusammen und grillten abends alleine oder mit den Nachbarn ein paar Würstchen. Der Duft des gebratenen Fleisches mischte sich dann mit dem markanten Mief der Elefanten. Ich mochte unseren Garten, das Beste aber an unserem Haus aber war die Hintertür. Denn jenseits ihrer Schwelle, hinter unserem Garten, begann der Zoo.

Alle unsere Nachbarn waren Mitarbeiter des Zoos. Unten links wohnte das Ehepaar Hansen, dessen Kinder schon aus

dem Haus waren. „Trampelt nicht so rum, Herr Hansen bekommt noch Kopfschmerzen von eurem Lärm“, ermahnte uns unsere Mutter regelmäßig. Zu ihm sollten wir immer freundlich sein, denn als Zooinспекtor war er der Vorgesetzte meines Vaters. Als Kind wusste ich nicht so genau, was er tat, und stellte mir vor, er wäre auf geheimer Mission. Natürlich wollte ich in seiner Gegenwart nichts verkehrt machen und war immer ein bisschen ehrfürchtig und verunsichert, wenn ich ihn durch Zufall im Hausflur traf. Herr Hansen war immer sehr gründlich, wenn es um die anfallende Arbeiten auf dem Hof oder im Garten ging. Da es keinen Gärtner oder Wegedienst gab, kümmerten sich die vier Parteien des Wohnhauses abwechselnd darum, die Gehwege frei zu halten. War Herr Hansen mal wieder an der Reihe, setzte er sich seine Schiebermütze auf und verzierte den Sandweg, der um das Haus herum in den Zoo führte mit einem schönen Fischgrätenmuster. Wenn ich dann nur einen Schritt reinsetzte, war sein edles Harkwerk dahin. Nur wo sollte ich sonst laufen? Das war ja schließlich der Weg. Gelegentlich wich ich über den Rasen aus, aber das war auch nicht so gerne gesehen. Manchmal machte ich mir einen Spaß und lief den Weg rückwärts entlang, so dass meine Spuren in dem unberührten Harkenmuster aus dem Zoo herausführten anstatt in den Zoo hinein. Ich kicherte dann fröhlich vor mich hin und fand mich ziemlich clever. Mir kam auch tatsächlich niemand auf die Schliche, aber wahrscheinlich nur deshalb, weil es einfach niemanden interessierte. Irgendwann war Herr Hansen dann wieder mit dem Dienst dran und der Kreislauf ging von vorne los.

Frau Hansen war eine eher ruhige und verschlossene Frau. Mit einer unglaublichen Fürsorge pflegte sie Zeit ihres Lebens die Menschenaffen und ihre Haare waren genauso schwarz wie die der Gorillas. Manchmal folgte ihr ein Tier sogar bis in unseren Garten.

Unten rechts wohnte Familie Grafunder. Sie hatten drei Söhne. Michael, der jüngste, war nur ein Jahr älter als meine Schwester und spielte viel mit uns. Im Hof hüpfen wir gemeinsam Gummitwist, rauchten uns beim Fußball oder spielten bis es dunkel wurde Fangen. Sogar an Vater-Mutter-Kind hatte er Spaß. Michi machte alles mit. Manchmal stänkerte ich rum und versuchte aus dem Nichts einen Streit anzuzetteln, einfach nur um mich als Jüngste in der Gruppe zu beweisen. „Ihr wisst gar nicht wie das richtig geht!“, meckerte ich dann an ihren Spielregeln herum und stellte fleißig eigene auf. Weigerten Michi und Lisa sich, diese auch einzuhalten, wurde ich wütend und schmiss mich auf den Boden. „Ihr seid blöd und gemein!“, schluchzte ich dann. Doch anstatt auf mich und meinen Zorn einzugehen, ignorierten sie mich einfach und warteten ab, bis ich selbst merkte, dass meine Trotzreaktion zu gar nichts führte. Also rappelte ich mich wieder auf und lernte mit der Zeit Kompromisse einzugehen. Schließlich wollte ich es mir mit Michi auch nicht verscherzen. Immerhin war er der erste und der einzige im Haus, der einen Computer hatte.

Michis Eltern hießen Detlef und Hanne. War ich bei Ihnen zu Besuch, fühlte ich mich sofort zuhause, so warmherzig waren sie. Ein flauschiger Teppich schmückte bei ihnen den Boden, der mir ein ganz sanftes Gefühl gab, wenn

ich auf Socken durch die Wohnung schwebte. Im Gegensatz zu unserem war ihr Balkon verglast und so zu einem Esszimmer umfunktioniert. Von draußen konnte man sehen, wie sie genüsslich das Mittagessen in sich reinschaukelten. Ein wenig sah es aus, als würden sie in einem Aquarium sitzen. Das kam wohl nicht von ungefähr, denn Detlef hatte sich beruflich der Aquaristik verschrieben. Hanne hingegen war mittlerweile hauptsächlich für die Ausbildung der Zoo-Lehrlinge zuständig.

Direkt neben uns wohnten die Ladwigs. Herr Ladwig hieß eigentlich Rolf, aber wir Kinder nannten ihn Onkel Rolli. Er sah aus wie der Weihnachtsmann: groß und bärig, hatte einen weißen Rauschebart und rauchte manchmal heimlich Zigarre im Keller. Der würzige Zigarrenqualm kroch dann unter seiner Kellertür hindurch, verbreitete sich im ganzen Hausflur und verriet ihn. Was mich an Ladwigs am meisten beeindruckte, war ihre Türklingel. Wir hatten nur einen normalen Klingelknopf, der ein schrilles „Drrrrrrrrrr“ von sich gab, wenn man ihn drückte. Die Klingel der Ladwigs hingegen war ein bronzefarbener Löwenkopf, der dem Besucher mit offenem Maul angriffsbereit und ein bisschen finster entgegenblickte. Der eigentliche Klingelknopf befand sich im Maul des Löwen. Drückte man ihn, erklang ein lautes, majestätisches „Ding Dong“. Da ich bei Ladwigs nie in der Wohnung war, vermutete ich hinter der Klingel einen prunkvollen Palast.

Auch wenn alle vier Wohnungen von sehr unterschiedlichen Familien bewohnt waren, so verband sie alle die Liebe zu den Tieren und die Faszination für den Zoo.

Begegnete man sich im Hausflur wurde nicht selten in breitestem Norddeutsch ein kleiner Schnack unter Nachbarn gehalten. „Moin Jörg, haste schon den neuen Kutscher kennengelernt? Also bei mir im Revier kam gestern morgen nur die Hälfte an Futter an. Da frag ich mich doch, wo die andere Hälfte hin is nä?!“

„Da sachst du was! Unsere Zuckerrübenlieferung ist gestern ganz ausgefallen. Wat da nu wieder los is! Und dann hat unsere Schildkröte Achim ja auch immer noch so dollen Schnupfen! Vielleicht kannst du dir das nachher mal angucken!“

Standen die Wohnungstüren offen, konnte es schon mal vorkommen, dass ein Meerschweinchen, ein Hund oder sogar ein kleines Äffchen die Chance nutzte und durch den Hausflur flitzte. Doch das wunderte niemanden, denn die Tiere gehörten immer dazu.

Da unsere Wohnung im ersten Stock war, hatte ich ein paar Treppenstufen zu bezwingen. Für mich war es ein Spiel: Ich rannte unten los wie ein Berserker, um in weniger als zwei Atemzügen oben sein. Wenn ich dann völlig aus der Puste ankam, stand meine Mutter in der Zielgraden und schimpfte: „Mein liebes Fräulein! Musst du immer so trampeln? Du gehst jetzt noch mal runter und dann gehst du leise die Treppe hoch!“ Immer noch ein wenig außer Atem drehte ich also genervt um und ging den ganzen Weg zurück, natürlich mit dem Ziel, diesmal noch schneller zu sein. Dabei auch möglichst leise sein zu müssen, feuerte meinen Ehrgeiz nur noch weiter an. Irgendwann hatte ich

dann plötzlich eine Idee: Ich zog meine Schuhe aus, zählte bis drei und rannte auf Socken die Treppe hoch. Oben angekommen schnappte ich nach Luft, aber ich hatte es geschafft – leise *und* schnell. Manchmal aber lohnte es sich, im Treppenhaus laut zu sein. Jeden dritten Samstag hatte unsere Familie Kehrdienst und den mussten meist meine Schwester und ich übernehmen. „Warum immer wir?“, fragte Lisa dann genervt meine Mutter, die ihr wortlos Besen und Wischeimer auf die Fußmatte stellte, die Tür hinter sich schloss und uns und unser Gejammer im Treppenhaus stehen ließ. „Ich wische, du fegst, ok?“, versuchte ich Lisa dann zu überreden. Fegen mochte ich nicht, weil man dann auch noch die Fußmatten ausklopfen und die kleinen Dreckhäufchen, die dabei entstanden, mit Handfeger und Schaufel aufnehmen musste. Das war mir viel zu viel Arbeit. Ich wartete lieber ab, bis Lisa das alles erledigt hatte, und wischte dann zack, zack, zack kreuzweise hinter ihr her. Wenn wir dann in die Nähe der anderen Wohnungstüren kamen, polterten wir extra laut, damit auch jeder mitbekam, dass wir grade fleißig waren. Manchmal öffnete sich dann die Tür der Nachbarn und Frau Ladwig steckte uns ein paar Bonbons zu. „Ihr seid aber gründlich“, sagte sie jedes Mal staunend und nickte uns anerkennend zu. Dabei kompensierten wir nur fehlende Gründlichkeit mit besonders geräuschvollem Geklapper. Aber siehe da, die Rechnung ging auf.

Unsere Wohnung war klein, aber sehr gemütlich. Vom Flur gingen rechts Kinder- und Wohnzimmer ab, links Küche

und Bad und grade zu war das kleine Schlafzimmer meiner Eltern. Wenn mein Vater seine Zooklamotten zum Waschen mit nach Hause brachte und sie neben die Waschmaschine im Bad schmiss, breitete sich der strenge Geruch der Elefanten über die ganze Wohnung aus. Aber wir waren alle daran gewöhnt. Es roch nach Zuhause.

Für die Zeit, in der meine Eltern sie bezogen, kurz vor der Wende, war die Wohnung sehr modern. Mit dem Umzug in den Zoo ließen sie auch ein Stück weit die Piefigkeit des Ostens hinter sich. Was blieb, waren ein paar brauchbare Möbel und das Gefühl des Aufbruchs in eine neue Zeit. Die neue Wohnung richteten sie mit viel Liebe zum Detail ein. Im Flur zum Beispiel standen auf einem kleinen Häkeldeckchen zwei Wachskerzen, die meine Eltern von Verwandten aus dem Westen geschenkt bekommen hatten. Sie hatten die Form eines Apfels und einer Birne und durch ihre braun-rote Farbe sah man ihnen sofort an, dass es sich nicht um echtes Obst handeln konnte. Wer jedoch genauer hinsah, konnte im Apfel den Abdruck kleiner Kinderzähnen erkennen. Es ist bis heute nicht ganz geklärt, wer sich da von der paradiesischen Obstattrappe hat verleiten lassen.

Neben dem Wachsobst stand ein rotes Strippentelefon mit einem ziemlich langen Kabel. Wenn meine Eltern telefonierten, nahmen sie es meist mit ins Wohnzimmer und setzten sich dort auf die große Couch. Es war nicht nur unser privates Telefon, sondern es kamen dort auch Anrufe für den Zoo an, wenn mein Vater Bereitschaftsdienst hatte. Klingelte es, meldete er sich mit den immer gleichen Worten in dem stets gleichen Tonfall: „Küchenmeister,

Hallo?“ Geduldig hörte er sich dann an, was der Anrufer zu sagen hatte und beendete das Gespräch meist mit: „Jap, bin sofort da!“

Dann zog er sich fix Jacke und Schuhe an, gab uns allen einen Kuss und sagte: „Ich muss noch mal los. Bei den Pinguinen läuft das Wasser aus.“ Oder: „Na endlich! Das Elchbaby ist unterwegs. Ich schau noch mal kurz rüber und helf den Kollegen.“ Dann schwang er sich auf sein Rad und radelte zum Ort des Geschehens.

Schaute man im Wohnzimmer aus dem Fenster, konnte man direkt in den Zoo gucken. Links war das Lamagehege, rechts der große Spielplatz und daneben befand sich das Elefantenhaus. Am Zaun des Lamageheges befand sich ein kleiner Futterautomat. Die Besucher konnten für zehn Pfennig eine Handvoll Pellets kaufen und dann in das Gehege gehen. Die Lamas störten sich nicht groß an den Eindringlingen, sondern freuten sich über die Extraportion Fressen. Ich hing oft am Fenster, schaute mir die Laienfütterung an und wartete gespannt darauf, dass die Lamas jemanden anspuckten. Allerdings tun sie das leider viel seltener als man denkt. Eher kam es vor, dass sie untereinander Streit hatten. Dann legten die Rivalen die Ohren an, gaben schrille Laute von sich und rannten völlig außer Kontrolle durch das Gehege bis die ganze Herde aufgescheucht war.

War ich dann doch irgendwann von der Szenerie gelangweilt, wandte ich mich vom Fenster ab, und meine Aufmerksamkeit fiel auf das große Holzregal, das eine ganze Wand einnahm.

Hatten wir Gäste, wurden meine Eltern häufig auf das Möbelstück angesprochen und dann sagte meine Mutter immer stolz: „Ach das Regal, ja ... das hat Jörg selbst gebaut.“

Dann nickten die Besucher meist anerkennend und mein Vater schaute verstohlen zu meiner Mutter rüber, bevor er sich wieder zurück wandte: „Naja, nicht ganz alleine. Mit einem Freund zusammen. Aber das war viel Arbeit, das sag ich euch!“

Noch heute ist es mir ein Rätsel wie er das geschafft hat, denn handwerkliches Geschick hatte er leider gar keins. Richtig Zugeben konnte er das allerdings nie. Immer wieder nahm er sich kleinerer Projekte an, die dann meist grandios nach hinten losgingen. Zum Glück konnte er wunderbar über sich selbst lachen und deshalb nahm er das alles auch nicht so ernst.

Im Regal standen neben unzähligen Tierbüchern auch einige Relikte einer exotischen Tierwelt. Andere Familien stellen sich Porzellanhunde oder Schnitzereien aus dem Erzgebirge in ihre gläsernen Vitrinen, bei uns wurden alte Nandu-Eier, ein paar Elefantenzähne und die schwarz-weißgestreiften Borsten eines Stachelschweins präsentiert. Unter die mischten sich manchmal Muttis Stricknadeln und in unbeobachteten Momenten spielten Lisa und ich Mikado damit. Wir holten die Stricknadelborsten aus dem Regal, hielten sie mit einer Hand zusammen und ließen sie dann geschickt auseinanderfallen. Wenn die Borsten dann völlig durcheinander auf einem Haufen lagen, mussten wir versuchen, sie einzeln aufzuheben ohne dabei eine der anderen zu bewegen. Ein Geduldsspiel. Ich hatte so meine

Schwierigkeiten mit dem Geduldig-sein; ich mochte lieber Dinge mit Geschwindigkeit und Kraft. Lisa gewann also meistens und bevor unsere Eltern den Borstenmissbrauch mitbekamen, räumten wir sie schnell zurück ins Regal neben die Nandu-Eier. Die kamen mir immer mächtig alt vor. Eines war ausgepustet, aber in dem anderen war noch etwas drin. Der Inhalt war über die Jahre zu einem festen Klumpen geworden und wenn man das Ei schüttelte, klapperte es. Da es bestimmt fünf Mal so groß war wie ein normales Hühnerei, musste ich es dabei immer mit beiden Händen festhalten und hatte schreckliche Angst, dass es mir aus den Händen rutschen könnte. Einmal, als ich es stolz einer Schulfreundin präsentieren wollte, rollte es fast von der Couch, auf die ich es für einen Moment gelegt hatte. In allerletzter Sekunde konnte ich es auffangen, um es dann mit zitteriger Hand zurück auf seinen Platz zu legen. Meine Freundin schaute mich mit großen Augen an und auch ich schüttelte mich vor Schreck. Ich hatte gerade den Film „Jurassic Park“ gesehen und stellte mir vor, es wäre ein jahrtausendealtes Dinosaurierei, in dem ein kleiner Dino nur auf den richtigen Moment wartete, in dem er schlüpfen und mich fressen konnte. Ich glaubte lange daran, dass es Dinosaurier wirklich noch gab, denn immerhin lebten direkt hinter unserem Haus die schrägsten Kreaturen: Exotische Echsen, giftige Frösche, aggressive Vogelspinnen und später sogar eine Schlange mit zwei Köpfen. Warum sollte es da also nicht auch noch echte Dinos geben?

Den meisten Platz im Regal nahm jedoch eine unfreiwillige Sammlung aus Elefantenfiguren ein, die mein Vater im

Lauf der Jahre geschenkt bekommen hatte. Feine Porzellan-
elefanten standen neben groben, aus Holz geschnitzten
Dickhäutern. Es war ja auch naheliegend: Was schenkt man
einem Elefantenpfleger zum Geburtstag, zu Weihnachten
oder zum Hochzeitstag? Genau, eine schöne Dekofigur in
Elefantenform. Mein Vater betrachtete die verpackten Dick-
häuter dann jedes Mal von allen Seiten und sagte schließ-
lich: „Oh eine Schallplatte!“ Ich kann mich nicht erinnern,
dass er je wirklich eine bekommen hätte. Stattdessen be-
kam er Elefantenfigur um Elefantenfigur, gelegentlich ein
Mammut, auch mal ein Nashorn, aber meistens Elefanten.
Auch mir hat er einige besonders schöne Exemplare zu ver-
danken. Ich bastelte sie mit viel Hingabe aus Papier, Knete
oder aus Salzteig. Mein Vater freute sich immer über eine
Erweiterung seiner Sammlung. Oder zumindest tat er so.
In dem Regal stand außerdem eine alte Musikanlage mit
Plattenspieler und Kassettendeck. Viele Schallplatten hatten
meine Eltern nicht – mein Vater bekam ja nie welche –, aber
die paar, die sie hatten, hörten wir rauf und runter: Beson-
ders die Musik von den Beatles, Simon and Garfunkle und
Peter Gabriel mochten meine Eltern. Da die Anlage meiner
Eltern auch ein Kassettendeck hatte, wurden die Platten in
mühsamer Kleinarbeit überspielt und liefen dann ebenfalls
in Dauerschleife bei uns im Auto. Wir sangen dann alle laut-
hals im Chor „Let it be“, „Ms. Robinson“ oder „Don’t give
up“. Wenn ich heute einen dieser Songs im Radio höre, sehe
ich mich wieder vor dem großen Regal sitzen, unter dem
ruhenden Blick der Deko-Elefanten-Herde, das Nanduei in
den Händen, forschend klappernd zum Rhythmus der Musik.

Das Schlafzimmer meiner Eltern war der kleinste Raum
der Wohnung und mit dem Doppelbett eigentlich schon
komplett ausgefüllt. Ich tapste oft mit nackten Füßen auf
dem Sisalteppich herum, den sie dort ausgelegt hatten, und
stellte mir vor, ich würde auf einem großen Strohhut laufen.
Aus dem Fenster schaute man auf den Wäscheplatz und auf
die Futtermeisterei. Das Gelände wurde von kokettierenden
Pfauen und glucksenden Perlhühnern bevölkert. Es war
das reinste Schaulaufen. Besonders laut wurde es, wenn ein
Perlhuhn ein Loch im Zaun entdeckt hatte und in unseren
Garten schlüpfte. Völlig aufgedreht lief es dann am Zaun
auf und ab, weil es das Loch nicht wiederfand. Manchmal
ging meine Mutter runter und half dem armen Hühnchen
wieder Anschluss an seine Gruppe zu finden. Gelegentlich
regelte sich das Problem aber auch über Nacht. Nämlich
dann, wenn der Fuchs auf einen kleinen Snack vorbeikam.

Unsere Küche war klein, aber ausreichend. Von ihr ging
ein winziger Balkon ab, auf dem wir im Sommer manchmal
frühstückten, obwohl er eigentlich viel zu eng für uns alle
war. Später bezogen ihn mein Meerschweinchen und Lisas
Kaninchen, die dort in genügsamer Zweisamkeit Sommer
wie Winter hausten und durch die Maisenknödel, die wir
an die Balkonbrüstung hängten, häufig Besuch von gefie-
derten Freunden bekamen.

Da die Wohnung so klein war, teilten meine Schwester
und ich uns ein Zimmer. Um mehr Platz zum Spielen zu
haben, schliefen wir gestapelt in einem Etagenbett, sie oben
und ich unten. Abends, wenn wir im Bett lagen, ärgerte ich
sie oft: „Hey, lass das!“, rief sie dann. „Hör endlich auf

immer gegen meine Matratze zu treten!“ Auf meiner Bettwäsche waren Szenen aus dem Film „Das Dschungelbuch“. Immer wieder strich ich die Decke glatt und studierte die Charaktere: die Schlange Kah, Shir Kahn der Tiger und dazwischen Mogli, das verlorene Menschenkind. Langsam fielen mir dabei die Augen zu und der Zoo vor unserem Fenster verwandelte sich in meiner Fantasie mehr und mehr in einen Dschungel. Die Geräuschkulisse war gigantisch. Es war wie eine nächtliche Arche Noah. Stürmte es dort im Wald, was oft vorkam, geriet das Schiff auch schon mal in Seenot. Wellenartig spielte die Kapelle ihr vermeintlich letztes Lied: Die angeberischen Pfauen, die glucksenden Perlhühner, das mächtige Brüllen des Löwens und als Crescendo das stolze Trompeten der Elefanten. Ich fühlte mich gut behütet, kuschelte mich fest in meine Mogli-Bettwäsche, schloss die Augen und ließ mich von dem Sturmorchester in den Schlaf wiegen.

NICHT ERSTER, NICHT LETZTER, NICHT FREIWILLIG

Morgens wurden wir meist von einer Kutsche geweckt. Das Futter für die Tiere wurde damals noch mit zwei Pferdestärken von der Futtermeisterei in die jeweiligen Reviere gebracht. Mein Lieblingskutscher hieß Steini und trug immer eine hochgekrämpelte Wollmütze. Wenn wir morgens das Huftraben auf dem Kopfsteinpflaster hörten, standen wir aus unseren Betten auf und winkten ihm aus dem Fenster. Er schaute dann kurz hoch und grüßte zurück.

Mein Vater war meist der erste, der morgens das Haus verließ. Nachdem er einen Kaffee getrunken und ein bisschen in der Zeitung gelesen hatte, stieg er auf sein Fahrrad und radelte einmal quer durch den morgendlichen Zoo zum sogenannten Verwaltungsgebäude. Der Rostocker Zoo ist in einem großen Waldstück angesiedelt. Mit der Zeit hat der Wald die Gehege eingerahmt, wie ein Passepartout ein wertvolles Gemälde, und die neuen Bewohner eingeschlossen, als wären sie schon immer da gewesen. Die frühen Stunden waren daher eine ganz besondere Zeit. Tiere und Pfleger genossen die Ruhe, die auf dem großen Gelände

herrschte. Wenn der Zoo noch ohne Besucher, Gewusel und schreiende Kinder im morgendlichen Tau erwachte, konnte man, wenn man Glück hatte, Zeuge werden erster, wackeliger Gehversuche frisch geborener Elchkälber oder zarter Liebkosungen des sonst so scheuen Polarfuchspärchens.

War mein Vater am Verwaltungsgebäude angekommen, stellte er sein Fahrrad ab, begrüßte den Pförtner und ging in das alte mehrstöckige Haus hinein. Das Gebäude war ein typischer Plattenbau und der ostdeutsche Verwaltungsmief muffte noch viele Jahre nach dem Ende der DDR modrig aus jeder Pore des Hauses. Die Schuhe quietschten auf dem dunkelgrauen Linoleumboden und man fühlte sich merkwürdig gebremst, wenn man die dunklen Flure entlanglief. Mein Vater ging zur Umkleidekabine der Tierpfleger, öffnete das Schloss seines grünlackierten Spinds und zog sich seine Arbeitskleidung an. Er hätte sich natürlich genauso gut auch zu Hause umziehen können, doch da er quasi schon auf der Arbeit wohnte, wollte er Privates und Berufliches wenigstens durch die Kleidung trennen. Anschließend stempelte er seine Karte ab und holte beim Pförtner den Schlüssel für das Elefantenhaus.

Bevor mein Vater anfang im Rostocker Zoo zu arbeiten, war sein Vater bereits dort angestellt. Mein Opa Wilfried war eigentlich Elektromaschinenbauer. Er war aber auch leidenschaftlicher Zoobesucher – Zoofan erster Stunde sozusagen – und trat schon als junger Mann in den Zooverein ein. Als er dann aufgrund einer chronischen Lungenerkrankung in Frührente ging, engagierte er sich ehrenamtlich, leitete eine Zeit lang die Zooschule und wurde schließlich Pförtner.

So wie andere sich für Modellbau, Autos oder Gärtnern interessierten: Opa Wilfrieds große Leidenschaft war der Zoo. An Tagen, an denen es ihm schlecht ging, ihm die Luft wegblieb und er es nicht schaffte, seinen geliebten Zoo zu besuchen, blieb er zuhause und schaute sich Tiersendungen im Fernsehen an. Später wurde daraus eine regelrechte Obsession. Er besorgte sich einen Videorekorder und nahm alles auf, was auch nur im entferntesten Sinne mit Tieren zu tun hatte. So häuften sich mit der Zeit nicht nur die bunten Zoo-Werbeprospekte, die er sammelte, sondern auch die akribisch beschrifteten VHS-Kassetten.

Mein Vater und seine zwei Geschwister verbrachten einen großen Teil ihrer Kindheit, wie sollte es auch anders sein, im Zoo. Jeden Sonntag, ob Regen oder Sonnenschein, wenn andere brav in die Kirche gingen oder sich parteilichen Aktivitäten widmeten, spazierte Familie Küchenmeister inmitten von Pinguinen, Zebras und Elefanten durch den städtischen Zoo. Während andere Kinder zur gleichen Zeit von den ausschweifenden Ausführungen des Pastors eingelullt wurden, hingen mein Vater und sein Bruder an der Hand des Zoodirektors und lauschten gespannt der immer gleichen sonntäglichen Führung.

Kein Wunder, dass mein Vater schon als Kind seine Begeisterung für die Natur entdeckte. Wurden ihm seine Zinnsoldaten und Spielzeugautos zu langweilig, zog der kleine Jörg sich seine Gummistiefel an und verließ das Haus, um auf Froschfang zu gehen. Fröhlich spazierte er dann die Straße entlang, einen kleinen roten Eimer in der einen und einen Kescher in der anderen Hand. An einem

kleinen Tümpel, der ganz in der Nähe lag, hielt er dann Ausschau nach verletzten Fröschen. Sein größter Wunsch war es damals, Tierarzt zu werden, und er wollte schon mal ein wenig üben. Manchmal fand er ein humpelndes oder ein angefressenes Exemplar, oft allerdings waren alle Frösche gesund. Er sammelte sie dann trotzdem ein, setzte sie in den Eimer und trug sie stolz wie ein Jäger, der grade erfolgreich ein Wildschwein geschossen hatte, nach Hause. Während des Transports kam es nicht selten vor, dass einige Frösche mit einem Satz aus dem Eimer sprangen. Klein Jörg hatte dann große Mühe, sie alle wieder einzusammeln. Um beide Hände freizuhaben, musste er nämlich den Eimer abstellen, was auch die im Eimer verbliebenen Frösche dazu verleitete, mit einem Satz aus ihrem unbequemen Plastikgefängnis zu entkommen. Manchmal kam ihm dann sein kleiner Bruder Jan oder ein anderes Kind aus der Nachbarschaft zu Hilfe und gemeinsam sammelten sie alle flüchtigen Eimerinsassen wieder ein.

Zuhause angekommen, suchte er sich schnell eine geeignete Abdeckung und stellte den Eimer vor seinem Fenster ab. Dann schaute er aus dem zweiten Stock hinunter um sicherzugehen, dass nicht zufällig grade einer seiner Nachbarn unten entlangging. War die Luft rein, öffnete er das Fenster, nahm die Abdeckung vom Eimer, griff einen Frosch heraus und setzte ihn auf die äußere Fensterbank. Mit einer kleinen Feder begann er dann, den Frosch am Popo zu kitzeln. Der Frosch mochte das natürlich gar nicht und rutschte immer weiter Richtung Abgrund. Doch Jörg kitzelte ihn noch ein bisschen und noch ein bisschen und

noch ein bisschen. Bis der Frosch kurzentschlossen mit einem beherzten Sprung von der Fensterbank hüpfte. Nach diesem unfreiwilligen Suizidversuch sammelte mein Vater ihn dann unten schwerverletzt wieder ein und versuchte anschließend, ihn zu verarzten. Wie erfolgreich er dabei war, erfuhren wir später leider nicht. Wenn er uns Kindern aus dieser Zeit erzählte, lachten wir über seine Geschichten. Sein Witz und sein besonderer Humor verwandelten auch Missetaten und Fehltritte in lustige Storys. Je nach Publikum schmückte er seine Geschichten aus oder passte Details an. Aber natürlich fanden wir auch, dass es irgendwie eine fiese Art der Tierquälerei war, was er als Erwachsener auch immer betonte. Aber als kleiner Junge und angehender Tierarzt sah er das anders.

Schon als Kind wollte er den Tieren nur nah sein und lernen sie zu verstehen. Seine gefiederten und behaarten Freunde faszinierten ihn auf eine ganz besondere Art und Weise und das sollte auch Zeit seines Lebens so bleiben. War er mit ihnen zusammen, versank er tief in seiner eigenen Welt.

Da mein Vater als mittleres Kind aufwuchs, lernte er schnell, sich durchzumogeln. Eine simple Kosten-Nutzen-Rechnung wurde Teil jeder Entscheidungsfindung. Er überlegte sich immer ganz genau, wie viel Energie er für etwas aufbringen musste, und was am Ende dabei rumkommen würde. „Minimaler Aufwand, maximaler Erfolg“, war seine Devise. Das war zwar ein Balanceakt, aber es zahlte sich aus.

Vom Weg des geringsten Widerstands bog er nur ungerne ab, trotzdem ließ er sich nicht einlullen. Politisch hatte er

sich schon sehr früh gegen die DDR positioniert. Er hielt sich so gut es eben ging von der Partei fern, schloss sich bereits als Jugendlicher der Umweltbewegung an und verweigerte den Dienst an der Waffe. Auf Fotos von damals trägt er Birkenstocks, hat lange, braune, etwas zottelige Haare und oft eine Gitarre in der Hand. Im für damalige Verhältnisse rebellischen Öko-Look demonstrierte er für den Frieden und gegen die Zerstörung der Umwelt. Damals hieß die Jeans noch Niethosen und man taufte die Mitglieder der Umweltbewegung noch nach dem, was sie vermeintlich gerne aßen: Müsli. Auch mein Vater war ein Müsli und er suchte seines Gleichen vor allem im Umkreis der Jungen Gemeinde, der Jugendorganisation der Evangelischen Kirche. Anstatt irgendwelchen, wie er es nannte, „Parteiquatsch“ mitzumachen, organisierten sie Paddeltouren und mehrtägige Reisen, bei denen sie sich gegenseitig Gitarre spielen beibrachten.

Mehr als ein paar Akkorde lernte mein Vater allerdings nie und je näher sein Schulabschluss rückte, desto mehr musste er realisieren, dass nicht nur die Erfolge an der Gitarre ausblieben sondern auch die auf dem Zeugnis. Um Tierarzt zu werden, würden seine Noten zu schlecht sein. Außerdem war er nicht in der Partei und so standen seine Chancen einen Studienplatz zu bekommen von vornherein nicht besonders gut. Also bewarb er sich beim Rostocker Zoo als Lehrling. Er hatte Glück, bekam die Stelle und fing 1980 seine Ausbildung zum Tierpfleger an.

In den kommenden drei Jahren durchlief mein Vater die verschiedenen Reviere und lernte alles, was man im

Umgang mit Zootieren wissen musste. Während dieser Zeit mochte er besonders das Vogelrevier, denn da er schon als Kind oft kleine, verletzte Piepmätze in seiner „Praxis“ wieder aufgepäppelt hatte, kannte er sich hier am besten aus. Ab dem Moment jedoch, als er das erste Mal einen Fuß ins Elefantengehege setzte, schlug sein Herz für die gemütlichen Dickhäuter und das sollte auch den Rest seines Lebens so bleiben.

Meine Mutter war auch in der Jungen Gemeinde und 1982 lernten sich meine Eltern über einen gemeinsamen Freund kennen. Mein Vater war schon immer ein Charmeur und wusste, wie er Frauen zum Lachen bringen konnte. Wenn meine Mutter über seine Albernheiten und Witze kicherte, schüttelten sich ihre blonden Locken und ihr schönes Lachen kam hinter der ernststen Fassade zum Vorschein. Weil der Mädchennamen meiner Mutter Haase war, wurde sie selten mit ihrem Vornamen Sabine angesprochen, sondern meist mit „Häsi“, was sie selbst allerdings „Haesy“ schrieb. Einige Leute nennen sie heute noch so und einen Zusammenhang mit ihrem eher scheuen Auftreten und ihrer zurückhaltenden Art kann man nicht ganz leugnen. Mein Vater wurde von allen einfach nur Küche genannt, klar, wegen dem schönen Nachnamen Küchenmeister. Mit seinem Wesen hatte das allerdings wenig zu tun, denn Kochen war nicht grade seine Leidenschaft. Aber Haesy und Küche wurden ein gutes Team.

Optisch waren sie sehr unterschiedlich, er groß und dunkelhaarig, sie zierlich und blond, aber charakterlich

passten sie gut zusammen, teilten den gleichen Humor und entschieden sich schon bald, gemeinsam zu leben. Als Jugendliche besuchte meine Mutter ebenfalls eine Zeitlang einen Nachmittagskurs in der Zooschule, denn auch sie interessierte sich für Tiere. Das war von großem Vorteil, denn schon bald sollte sich herausstellen, dass das Zusammenleben mit meinem Vater kein Leben mit dem Zoo sondern ein Leben *im* Zoo sein sollte. Da sie eine sehr soziale Ader hatte, machte sie eine Ausbildung als Kinderkrankenschwester.

Auf Grund ihres sehr kindlichen Gesichts wurde sie oft viel jünger geschätzt als sie tatsächlich war. Einmal klingelte ein Kollege meines Vaters bei uns und meine Mutter öffnete ihm die Tür. Er sah sie an, musterte sie von oben bis unten und fragte dann: „Sind deine Eltern zuhause?“ Meine Mutter war sehr verärgert und achtete nach diesem Vorfall sehr penibel darauf, dass sie auch immer ihren Eherring trug.

Gingen sie gemeinsam auf eine Party, stand mein Vater auf Grund seines Berufes meist nach kurzer Zeit im Mittelpunkt. Neben ihm nahm meine Mutter dann einen etwas schattigeren Platz ein, und das gefiel ihr wohl nicht immer, aber sie arrangierte sich damit. Einmal aber musste auch mein Vater sich mit der zweiten Reihe begnügen. Zur Faschingszeit erteilte der Zoodirektor persönlich meinen Eltern den Auftrag, einen Papagei aus dem Zoo zu einer Kostümparty nach Warnemünde zu fahren. Sie holten das Tier aus seinem Käfig im Vogelhaus und fuhren mit dem Taxi zu der Feiargesellschaft. Dort angekommen erfuhren

sie, dass das Tier Teil einer kleinen Piraten-Show sein sollte. Heute wäre so eine Aktion undenkbar, doch zu der damaligen Zeit durften Zootiere gerne für Unterhaltung sorgen. Stumm ließ das Federvieh die Prozedur über sich ergehen und freute sich umso mehr, als es später wieder auf seiner wohlbekanntem Stange sitzen konnte. Bis dahin aber stahl der gefiederte Kollege meinem Vater ordentlich die Show. Und es sollte nicht der letzte Spezialauftrag dieser Art bleiben. Oft schlug ich morgens die Ostseezeitung auf und entdeckte auf der Titelseite Bilder meines Vaters mit einem bockigen Esel an der Leine oder einer mürrischen Ziege im Schlepptau. Egal, ob Einweihung einer neuen Straßenbahnlinie, Eröffnung einer Losbude oder Verkündung einer neuen Kooperation einer ortsansässigen Firma, Jörg war am Start.

Da er neben seinem einnehmenden Beruf außerdem ein begeisterter Sportler war, bekamen wir ihn nach Feierabend manchmal nur kurz zu Gesicht. Er trank dann eine Tasse Tee, aß ein paar Kekse, zog sich seine Laufschuhe an und verabschiedete sich wieder. Er liebte es einfach, draußen zu sein und genoss die Ruhe, wenn er durch den abendlichen Zoo joggte. Manchmal begleitete ich ihn mit dem Fahrrad. Dabei musste ich ganz schön in die Pedale treten, um mithalten zu können. Und trotz des strammen Tempos, schaffte er es immer noch, mir nebenbei nervige Fachfragen zu stellen. Hörten wir auffälliges Gezwitscher, fragte er: „Was ist das für ein Vogel?“ Und blühte etwas in besonders prächtigen Farben, wollte er wissen: „Was ist das für ein Baum?“ Ich fand das immer super nervig und hatte

meist auch keinen blassen Schimmer, was er meinte. Er sagte dann: „Das ist der Zaunkönig!“ oder „Das ist eine Schwarzerle. Das musst du doch wissen!“

Später offenbarte er meiner Schwester, dass er sich oft genug selbst nicht so sicher war, was genau er da vor sich hatte. Aber bevor er zugab, dass er etwas nicht wusste, erfand er lieber Antworten.

Obwohl er körperlich immer sehr aktiv war, im Hinblick auf Lebensentscheidungen war er doch eher von der bequemen Sorte. „Die Dinge regeln sich von alleine!“, sagte er oft und meistens war es ja auch so. Anstatt an einer besseren Zukunft zu feilen, wartete er lieber ab, freute sich über das Jetzt und war froh, wenn alles einfach so blieb, wie es war. Durch diese Fähigkeit, immer das Gute in allem zu sehen, strahlte er eine tiefe Zufriedenheit aus, die aus ihm einen sehr angenehmen Zeitgenossen machte. Und während sich manch Angestellter nach dem Urlaub voller Unlust wieder ins Büro quälte, freute mein Vater sich immer schon vor Abreise auf seine geliebten Elefanten.

Die Abenteuerlust, die trotzdem irgendwie in ihm steckte, kompensierte er mit Literatur. Besonders faszinierten ihn Reiseberichte von waghalsigen Touren. Später teilten mein Vater und ich diese Leidenschaft und als das große Holzregal im Wohnzimmer schon überquoll von Elefantenfiguren, schenkte ich ihm Abenteuerromane, die ich dann auch selbst las. Sein Lebensmotto „Nicht erster, nicht letzter, nicht freiwillig“ wollte allerdings so gar nicht zu dieser Abenteuerlust passen. „Mein Arbeitsalltag ist schon Abenteuer genug!“, sagte mein Vater, wenn ich ihn mal ein

bisschen damit aufzog. Er war der festen Überzeugung, dass viel Unheil in die Welt gekommen ist, weil die Menschen mehr machten als sie eigentlich mussten. Und das konnte ihm in seinem Leben als Elefantenpfleger zum Glück nicht passieren.

ALLEIN IN DER HÖHLE DES LÖWEN

An einem lauen Sommerabend waren wir mit Freunden in einer kleinen Kneipe nicht weit von uns essen. Meine Schwester und ich hatten endlos Wettrennen auf dem knirschenden Schotterweg vor dem Eingang gespielt, bis uns die Dunkelheit nach Drinnen scheuchte. Dort suchte ich meine Eltern, drängelte mich zu ihnen und setzte mich zwischen sie. Meine Mutter trug einen bonbonfarbenen Flausch-Pullover, der so weich war, dass ich mich am liebsten einmal komplett in ihm eingewickelt hätte. Mein Vater hingegen trug eines seiner geliebten karierten Hemden. Ich kuschelte mich zwischen sie und alles war gut. Ich hatte eine wolkenflauschige auf der einen und eine rustikale Schulter auf der anderen Seite und die konnte es sogar mit wilden Tieren aufnehmen. Ich schmiegte mich an sie und fühlte mich sehr gut behütet.

Auf dem Heimweg wühlte ich in meiner Hosentasche. „Oh ein Glitzi!“, sagte ich stolz und hielt meiner Schwester triumphierend meinen Fund unter die Nase. Sie schaute sich den schimmernden Aufkleber von allen Seiten an, nickte

mir anerkennend zu und gab ihn mir wieder. Es war der Sommer, bevor Lisa in die Schule kam, und nachdem uns jemand erzählt hatte, dass in den Pausen auf dem Schulhof Sticker getauscht wurden, stellte ich mir Schule wie eine große Aufkleberbörse vor. Ich kramte weiter in meiner Hosentasche, fand aber abgesehen von einem alten Taschentuch und einem sandigen und plattgesessenen Kaugummi keine Schätze mehr. Beides stopfte ich wieder zurück, nur den Glitzi behielt ich in der Hand. Dann lief ich zu meiner Mutter und hakte mich bei ihr ein. Wir spazierten den engen Waldweg entlang und ich gruselte mich. Überall knackte und raschelte es und erst, als wir durch unsere quietschende, grüne Eingangspforte gingen und ich das Löwengebrüll hören konnte, war mir nicht mehr so mulmig zumute. Nachdem Lisa und ich noch ein bisschen in unserem Kinderzimmer an einem großen Legoturm gebaut hatten, kam unsere Mutter ins Zimmer und sagte auffordernd: „Los Kinder, jetzt ist es aber Zeit.“ Als ich gerade meinen Schlafanzug anziehen wollte, fiel mir der Glitzi wieder ein. Ein bisschen zerknittert lag er auf meinem Schreibtisch. Ich schaute mir den Sticker noch mal genau an und fand ihn so schön, dass ich mich entschied, ihn an mein Bett zu kleben und zwar so, dass ich ihn immer sehen konnte.

Nach dem Zähneputzen huschten Lisa und ich schnell rüber ins Bett und knipsten beide unsere kleinen Leselampen an. Ich drehte mich mit dem Gesicht zur Wand und schaute mir die Tapete an. Sie war weiß und hatte überall so kleine bunte Farbkleckse drauf, die sich immer und immer wieder an verschiedenen Stellen wiederholten.

Wenn ich meine Augen zusammenkniff, verschwammen die Punkte und tanzten vor meinen Augen.

Als meine Mutter ins Zimmer kam, das große Deckenlicht löschte und vor unserem Bett stehenblieb, drehte ich mich um. „So ihr Mäuse, Schlafenszeit“, sagte sie und ging zum Fenster, um es zu öffnen. Die Zooluft krabbelte unter unsere Decken und der Wind pustet die Gedanken an den vergangenen Tag hinaus in den Wald. Als die kühle Frische sich gleichmäßig im Zimmer ausgebreitet hatte, schloss meine Mutter die Fenster wieder und zog die Gardinen zu.

„Schlaft gut und träumt was Schönes!“, sagte sie und gab jedem von uns einen Kuss. „Papa und ich gehen jetzt noch mal kurz zum Briefkasten, die Post wegbringen und auf dem Rückweg helfe ich ihm noch kurz mit einer schweren Kiste.“

Ich hatte meine Augen schon fast geschlossen, doch plötzlich war ich wieder hellwach.

„Er hat vergessen, die ins Elefantenhaus zu räumen und sonst gehen da heute Nacht die Füchse dran“, fuhr meine Mutter fort. „Aber wir sind gleich wieder da, ok?“ Dann verließ sie das Zimmer und schloss die Tür.

Ich lag im Bett, hielt mich an meiner Bettdecke fest und traute mich gar nichts zu sagen. Sie konnten uns doch nicht einfach so alleine lassen! Ganz selten gingen sie mal ohne uns einkaufen, aber abends waren sie noch nie weg gewesen. „Mama!“, rief ich so laut, dass sie mich auch durch die geschlossene Tür hören konnten.

„Jaaa, was ist?“, fragte sie und steckte ihren Kopf noch einmal durch den Türspalt.

„Ich will aber nicht alleine bleiben! Ich hab Angst!“, jammerte ich. Im Hintergrund hörte ich schon, wie mein Vater sich seine Schuhe anzog und seinen Schlüssel von dem kleinen Tischchen im Flur nahm. Meine Mutter kam noch mal zu mir ans Bett, zog die Bettdecke bis unter mein Kinn und stopfte sie an den Seiten fest, so dass ich richtig gut eingepackt war. Sie strich mir über den Kopf, legte meinen Teddy neben mich und sagte: „Ihr müsst keine Angst haben. Wir sind gleich wieder da. Und wenn irgendetwas ist, dann klingelt ihr einfach drüben bei Ladwigs.“

Ich schloss die Augen und versuchte die aufkommende Panik so gut es ging zu unterdrücken. Meine Mutter verließ erneut das Zimmer und im nächsten Moment hörte ich auch schon das Klappen der Wohnungstür.

Ich riss die Augen wieder auf. Oh Nein! Oh Nein! Oh Nein! Draußen wieherte ein Lama und rumpelte in seinem Gehege, Babyeulen schrien in den Bäumen hinter unserem Haus, weil sie ebenfalls von ihren Eltern verlassen worden waren. In solchen Momenten saß uns der Zoo im Nacken und machte uns richtig Angst. Ich überlegte, was alles passieren könnte. Wenn ein Baum auf das Gebäude mit der Terrarien fallen würde, könnten die Vogelspinnen ausbrechen und ein ganzer schwarzer Block würde sich auf den Weg zu uns machen. Der Wind hatte zugenommen. Unsere alten Doppelfenster, an denen an vielen Stellen schon die weiße Farbe abbröckelte, quietschten und knarzten. Draußen ging plötzlich der Bewegungsmelder an. Meistens lösten die Pfauen ihn aus, die frei im Zoo herumliefen, aber eigentlich waren die so spät nicht mehr unterwegs. In mir

wuchs das Unbehagen. Ich verkroch mich noch tiefer unter meine Dschungelbuch-Bettdecke. Was würde Mogli jetzt wohl machen? Aber der hatte ja gar keine Eltern, die ihn allein lassen konnten. Und eine Schwester hatte er auch nicht. Meine lag über mir im Doppelstockbett und gab keinen Mucks von sich. Ich drehte mich wieder auf den Rücken und presste meine kleinen Füße von unten gegen Lisas Matratze. Leise fing ich an zu summen und wunderte mich, dass Lisa mich noch gar nicht angemault hatte, so wie sie es sonst immer tat, wenn ihre kleine Schwester sie am Einschlafen hinderte. Ich hörte auf zu summen, lauschte kurz nach oben und steckte dann meinen Kopf in ihre Richtung. „Lisa?“, fragte ich und wollte, dass sie als große Schwester sagte: „Alles in Ordnung, Mama und Papa kommen sicher gleich wieder. Mach dir keine Sorgen, außerdem bin ich ja da.“

Aber nach einer längeren Pause lugte sie nur blass von oben herunter und sagte: „Mir ist schlecht!“

Sofort schob ich meine Gruselgedanken beiseite. „Was hast du denn?“, fragte ich von unten hoch.

„Mir ist schlecht“, flüsterte sie erneut und sichtlich bedrückt. „Und warum flüsterst du?“, wollte ich wissen. „Weiß nicht. Weil alles so still ist.“, flüsterte sie erneut, nun jedoch ein bisschen lauter.

„Und was machen wir jetzt?“, fragte ich sie.

„Vielleicht muss ich kotzen“, sagte sie nun nicht mehr im Flüsterton und sehr bestimmt.

Ihr Kopf lugte immer noch von oben herunter und meiner war genau darunter. Schnell zog ich ihn aus der Schusslinie

und setzte mich im Bett auf. „Wenn was ist, geht ihr einfach rüber zu Ladwigs“, hatte meine Mutter doch gesagt. Mit nackten Füßen tapste ich Richtung Flur. Vor der Wohnungstür blieb ich stehen und ergriff die Türklinke. Sie war eisig und an meinen nackten Füßen merkte ich außerdem wie die Kälte von draußen unter der Tür durchkroch. Ich schaute hoch und sah, dass das kleine Sicherheitsschloss vorgeschoben war, das sich etwa zwei handbreit über dem normalen Türschloss befand. Durch einen Drehschalter konnte man es öffnen. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und streckte mich so doll ich konnte, aber ich kam einfach nicht ran. Mit einem enttäuschten „Uffff“ landeten meine Fersen wieder auf dem Boden.

Lisa hatte das wohl gehört. Durch die offene Kinderzimmertür sah ich, wie ihr Kopf aus dem Hochbett hing. „Tina, was machst du?“, fragte sie.

Ich streckte mich noch einmal hoch zum Schloss, aber es reichte wieder nicht aus. „Ich komm da nicht ran!“, rief ich. „Du musst mir helfen!“ Die kleine Holzleiter vom Doppelstockbett knarzte und Lisa kam zu mir in den Flur. Sie trug ein grünes Nachthemd, ihre Haare waren verwuschelt und sie sah ziemlich blass aus. „Ich komm da nicht ran“, wiederholte ich und streckte mich demonstrativ hoch. Lisa versuchte es ebenfalls, aber auch sie war zu klein. Ich seufzte tief. „Irgendwie müssen wir da doch hochkommen“, überlegte ich. Dann fiel mir der Klappstuhl aus der Küche ein. Der war ziemlich wackelige Angelegenheit, aber bisher hatte er uns immer ausgehalten. „Wir brauchen den Klappstuhl, komm“, sagte ich und war schon auf dem

Weg in die Küche. Als wir ihn hochhoben, klemmten wir uns fast die Finger, da er natürlich halb zusammenklappte. Beim Rangieren aus der Küche stolperte ich ein bisschen und stieß mit dem Schienbein gegen den Türrahmen. Es tat ganz schön weh, aber ich biss die Zähne zusammen, schließlich ging es hier um etwas Größeres. An der Wohnungstür setzten wir den Stuhl ab und stellten ihn möglichst stabil hin. Mit einer Hand auf Lisa abgestützt kletterte ich rauf, kam an den Drehschalter der Türverriegelung und drehte ihn nach links. Er klemmte ein bisschen und ich musste es mit beiden Händen versuchen. Aber dann schaffte ich es. Stolz kletterte ich wieder runter, wir schoben den Stuhl beiseite und ich drückte den Türgriff herunter. Die Tür ging auf und vor uns lag der stockfinstere Flur. Heute würde ich sagen, es war „dunkel wie im Bärenarsch“! Mein Herz klopfte so laut, man hörte es bestimmt im ganzen Haus. Ich schaute Lisa an, nickte ihr zu und sagte: „Jetzt kannst du rüber zu Ladwigs gehen. So wie Mama es gesagt hat.“

Lisa schaute mich verschreckt an. „Aber ich traue mich nicht. Geh du!“, sagte sie. Sie war manchmal so ein richtiger Schisser. Also fasste ich all meinen Mut zusammen und setzte meinen nackten Fuß über die Türschwelle in den Flur. Die Steinfliesen waren kalt und ich spürte den Sand unter meinen Füßen. Sofort zog ich den Fuß wieder zurück. Dann atmete ich tief durch, setzte den Fuß erneut auf den Steinboden, machte einen Schritt und noch einen und erreichte den Lichtschalter in der Mitte des Flurs. Schnell schlug ich dagegen und lief sofort wieder zurück. Ich hatte zum Glück getroffen, und das Licht ging an.

Um den Schalter herum sah man eine dunkle Umrandung von den vielen Malen, die wir mit unseren kleinen Speckhänden den Schalter schon verfehlt hatten.

Auch wenn es nun hell war, war mir mulmig zumute. Aber es blieb keine Zeit für Zweifel, denn bald würde sich das Licht von alleine wieder ausschalten. Ich tippelte also noch mal los, darauf bedacht, Vogelspinnen, Einbrecher oder Leoparden direkt abzuwehren. Mit einem Satz rettete ich mich auf die Nachbarfußmatte und holte erst mal tief Luft.

Nun musste ich nur noch dem Löwen der Ladwigschen Klingel ins Maul fassen. Vorsichtig fuhr meine kleine Kinderhand Richtung Raubtiermaul, ich streckte meinen Zeigefinger aus und drückte. Es erklang ein dumpfes „Ding Dong“, hallte noch ein bisschen nach, gefolgt von Stille. Dann hörte ich Schritte, die Tür ging auf und Frau Ladwig schaute mich verdutzt an. „Lisa geht’s nicht gut und Mama und Papa haben uns allein gelassen!“, platzte es aus mir heraus. Frau Ladwig zog die Augenbrauen hoch und schaute mich mitleidig an. „Ja sowas“, sagte sie. „Keine Sorge, das kriegen wir schon wieder hin.“

Dann ging sie zu einem kleinen Telefonschreibtisch und holte ihren Wohnungsschlüssel. Das Licht im Hausflur war schon wieder erloschen, doch für Frau Ladwig war es nur ein Schritt bis zum Lichtschalter. Sie drückte drauf und huschte so schnell ich konnte zurück über den Flur in unsere Wohnung, dicht gefolgt von Frau Ladwig. Sie nahm den Stuhl, der noch halb vor der Tür stand, und stellte ihn neben unser Bett. „Wo sind Mama und Papa denn hingegangen?“, fragte sie.

„Zum Briefkasten“, antwortete ich wahrheitsgemäß. Was sie dann noch hatten machen wollen, fiel mir in dem Moment nicht mehr ein.

„Und dir geht's nicht gut, Lisa?“, fragte die fürsorgliche Nachbarin und setzte sich auf den Stuhl. Meine Schwester war gerade dabei, die kleine Holzleiter wieder nach oben zu klettern. „Jaaa, mir war plötzlich ganz schlecht. Aber jetzt ist es schon ein kleines bisschen besser“, druckste sie, ging die letzten Sprossen hoch und schwang sich über die Reling. Auch ich war wieder in mein Bett gestiegen und merkte plötzlich, wie eisig meine Füße durch den unfreiwilligen Aufenthalt im Flur geworden waren. Ich kuschelte mich in meine Decke und versuchte, sie aneinander zu wärmen. Kurz darauf hörten wir den Schlüssel im Schloss. „Oh, Hallo!“, sagte mein Vater etwas irritiert, als er Frau Ladwig in unserem Zimmer auf dem Klappstuhl sitzen sah. Sie stand auf und ging zu meinen Eltern in den Flur. Ich konnte leider nicht alles verstehen, doch bevor Frau Ladwig wieder rüberging, lachten alle kurz miteinander. Ich lag gespannt da und freute mich schon auf das Lob unserer Eltern – schließlich hatten wir alles so gemacht, wie sie es gesagt hatten. Aber mein Vater sagte nur kopfschüttelnd: „Ihr seid mir vielleicht zwei Pfeifen!“ Meine Mutter kam dazu, musste immer noch ein bisschen lachen und sagte dann: „Naja, jetzt wissen wir, dass wir euch abends wohl doch noch nicht alleine lassen können.“

Ihre Vorstellung von einem Notfall glich scheinbar keinesfalls der unseren. Meine Mutter beugte sich zu mir herunter, streichelte mir den Kopf und sagte: „Tinakind,

wir kommen doch immer wieder. Wir waren nur fünfzehn Minuten weg, ganz kurz also.“ Ich machte große Kuller-
augen und schaute sie wehleidig an. „Ja aber Lisa war schlecht und da mussten wir doch was machen.“

Sie gab mir einen Kuss auf die Stirn und sagte: „Ich weiß, ihr habt euch richtig verhalten. Beim nächsten Mal könnt ihr ja noch ein bisschen warten, ob wir nicht vielleicht doch gleich wieder da sind, ok?“ Dann ging sie zur Tür und schaltete das Licht aus. Ich sah ihr nach und entdeckte etwas leuchtendes an dem Pfeiler meines Bettes. Es war der schöne, glitzernde Sticker, den ich vor dem Schlafengehen dorthin geklebt hatte. Anscheinend glitzerte er nicht nur, wenn das Licht an war, sondern leuchtete auch im Dunkeln. Ich strich einmal mit dem Finger drüber, drehte mich mit dem Gesicht zur Wand und stellte mir vor, wie es wäre, so viele leuchtende Aufkleber an meinem Bett zu haben, dass es nachts einfach nicht mehr dunkel würde und schlief mit diesem Gedanken ein.

KINDERTRAUMLAND

Lisa und ich hatten keine coolen Klamotten. Ich noch weniger als Lisa, weil ich ihre alten Sachen auftragen musste. Wir hatten auch kein richtig cooles Spielzeug, bekamen erst spät einen Fernseher und dann hatten wir auch nur drei Programme. Aber wir hatten den Zoo. Und seinen riesigen Spielplatz, der direkt hinter unserem Haus lag.

Am Wochenende oder in den Ferien war der Geräuschpegel dort auf Anschlag. Kinder kreischten ohne Unterbrechung und Lisa und ich waren oft an vorderster Front dabei. Wenn es allerdings zu voll war, hielten wir uns fern, denn wozu sollten wir uns an der Schaukel anstellen, wenn wir nach Feierabend so lange und so viel schaukeln konnten, wie wir wollten. Wenn wir allerdings Besuch hatten, was an den Wochenenden oft vorkam, gingen wir trotzdem rüber. Für unsere Eltern und ihre Freunde war das natürlich sehr praktisch. Ein riesiger Spielplatz direkt hinterm Haus. Welche Familie hat das schon?

Neben Rutsche, Schaukel und Klettergerüst gab es auf „unserem“ Spielplatz auch einige besondere Sachen. Eine der Attraktionen war ein Kugelstoßpendel, auch Newton-Pendel genannt. Schwere Metallkugeln hingen an dünnen

Stahlseilen in einer Reihe und wenn man die hinterste Kugel von der Reihe wegzog und zurückfallen ließ, schwang kurz darauf die Kugel am anderen Ende wie von Zauberhand hoch. Tat man dasselbe mit zwei Kugeln, hoben sich an der anderen Seite zwei Kugeln ab und so weiter. Ich war gleichermaßen fasziniert und genervt davon. Das Klack-Klack-Klack-Klack der Kugeln war mindestens genauso nervtötend wie das permanente Gejohle der Pfauen. An den Wochenenden wachten wir häufig davon auf, aber so sehr es uns auch nervte, wir konnten die Begeisterung der anderen Kinder verstehen. Häufig genug stand ich selbst ein bisschen hypnotisiert davor, schwang die bleiernden Kugeln durch die Luft und folgte ihnen mit den Augen von links nach rechts und wieder zurück. Wenn andere Kinder nicht wussten, wie das Pendel zu bedienen war, zeigte ich es ihnen milde lächelnd und tat dabei so, als müsse man das doch wissen. Einmal hielt ich meine wissensdurstige Kinderhand zwischen die schweren Metallkugeln und be-reute es noch im selben Moment. Aua! Warnungen prallten an mir ab wie Regentropfen an meiner Matschhose und so blieb es leider nicht bei einer einmalig leicht lila-blau geprellten Hand, sondern es kamen noch einige andere Verletzungen dazu. Ich stolperte über rumliegende Harken und Schaufeln, lief gegen Mauern, klemmte mir die Finger in den Türen und Gittertoren, wurde von übermütigen Lamas angerempelt und von aufmüpfigen Schafböcken umgerannt. Hungrige Papageien pickten durchs Gelände und glitschige und nach Fisch lechzende Pinguine zwickten mir ins Hosenbein. Und steckte ich den bockigen Ziegen den

wohlbekannten kleinen Finger hin, konnte es durchaus passieren, dass sie meine ganze Kinderhand anknabberten. Dann biss ich die Zähne zusammen und wischte mir tapfer die Ziegensabber an der Hose ab. Bloß keine Angst zeigen! Das hatte ich von meinem Vater gelernt, denn wenn man vor den Tieren Angst zeigt, hat man eigentlich schon verloren. Es war ein Kräftemessen der etwas anderen Art. Während andere Kinder sich in den Neubausiedlungen mit den Nachbarskindern rauften, rangelte ich eben mit Ziegen, Lamas und Pinguinen.

Zugegebenermaßen machte es mir auch viel Spaß, Grenzen auszutesten und zu überschreiten. Ich ging extra dicht an Gitter ran, steckte meine kleinen Fingerchen durch und streichelte auch die Tiere, die deutlich zum Ausdruck brachten, dass sie grade nicht gestört werden wollten. Durch unseren „Heimvorteil“ hatte ich das Gefühl, mich nicht an die Regeln halten zu müssen, die für die „normalen“ Zoo-besucher galten. Also tigerte ich los und musste manchmal auf schmerzhaft Weise einsehen, dass einige Kausketten unumstößlich waren. Im Streichelzoo zum Beispiel war vorprogrammiert: Ziegenbock – Keks in der Hand – im Dreck liegen ohne Keks in der Hand!

Den Zoospielplatz kannten wir in- und auswendig. Wir wussten ganz genau, wo den Kindern oft ihre Schätze und liebsten Habseligkeiten aus der Hosentasche purzelten. Wenn ich an den beiden Schaukeln oder an der Rutsche vorbeischlenderte, hatte ich immer ein Auge auf dem Boden. Leider hab ich abgesehen von ein, zwei angerosteten

Haarspangen und ein paar alten, sandigen Bonbons selten etwas Wertvolles gefunden. Nur einmal schimmerte tatsächlich direkt vor meinen Füßen im Sand ein echtes Fünfmarkstück. Als hätte das Universum sagen wollen: „Hier Tina, das ist für dich.“ Ich hob es auf, putzte es sauber und hielt es triumphierend in den Himmel. Ein echtes Fünfmarkstück! Für mich ganz alleine! Damals war das ein halbes Vermögen und ich malte mir aus, was ich mir alles davon kaufen konnte. Süßigkeiten, eine Portion Pommes oder zwei Kugeln von meinem Lieblingseis mit extra Streuseln. Ich steckte das Geld in meine Hosentasche und ging zur Schaukel. Lisa hatte keine Lust gehabt, mit runterzukommen, und so war ich nach Zooschluss ganz allein auf dem großen Spielplatz. Ich schaukelte eine Weile und dachte darüber nach, was ich mit meinem neuen Reichtum anstellen sollte. Der Imbiss, der direkt neben dem Spielplatz war, hatte leider schon geschlossen. Aber am nächsten Tag könnte ich meinen Zuckerfantasien freien Lauf lassen. Noch in Gedanken sprang ich von der Schaukel und lief rüber zu unserem Haus. Auf dem Weg traf ich Lisa, die es sich wohl anders überlegt hatte. „Hey Lisa, guck mal was ich gefunden hab“, sagte ich und die Worte stolperten so aufgeregt aus meinem Mund, dass sie sich fast überschlugen: „... eben im Sand, lag einfach so da.“

Ich kramte in meiner Hosentasche und suchte nach dem Geldstück. Erst in der linken. Dann in der rechten. Oder hatte ich es doch in die Jackentasche gesteckt? Ein ungu-tes Gefühl überkam mich und ich krepelte alle Taschen auf links und wieder zurück. Doch das Geldstück war weg.

„Oh nein, wahrscheinlich hab ich es beim Schaukeln wieder verloren“, jammerte ich, schlug mir mit beiden Händen an die Wangen und zog eine Schnute.

„Was war es denn?“, fragte Lisa neugierig.

„Ein Fünfmarkstück“, rief ich wehleidig, steckte meine Hände resigniert in die Hosentasche und ließ den Kopf hängen. Sogar eine kleine Krokodilsträne rollte mir kraftlos über die Wange, landete geräuschlos auf meinem Pullover und hinterließ auf Höhe meines Herzens einen dunkelgrauen Fleck.

Lisa stupste mich von der Seite an. „Hey, jetzt sei nicht traurig“, sagte sie. „Komm wir gucken einfach noch mal, vielleicht finden wir es ja wieder!“ Sofort hellte sich meine Stimmung auf. Zusammen liefen wir zu den Schaukeln und suchten alles ab. Aber außer ein paar Kronkorken und einer leeren Kaugummipackung fanden wir nichts. „Och schade, ich hatte mich so gefreut!“, seufzte ich auf dem Weg nach Hause.

Leider war es nicht das einzige Mal, dass etwas, das grade erst seinen Weg zu mir gefunden hatte, im nächsten Moment schon wieder verschwunden war. Einmal hatten meine Eltern mir grade meine zwei Mark Taschengeld gegeben, als ich aufs Klo ging und das Geldstück auf den Spülkasten legte. Dummerweise wohl mitten auf die Spültaste, denn als ich diese betätigte, rutschte das Geld auf direktem Weg in die Kloschüssel und verschwand im unaufhaltbaren Strudel zur Unterwelt. Ich sah meiner bescheidenen Wochenration noch kurz hinterher und konnte nicht fassen, wie blöd ich war. Mein Geld hatte sich im wahrsten

Sinne des Wortes einfach verflüssigt. Ähnlich ging es mir auch mit einem Jogginganzug, nur dass er nicht in der Kanalisation verschwand, sondern bei einem Sportfest, nur einen Tag nachdem meine Mutter ihn mir gekauft hatte. Ein Jahr später gönnte ich mir von meinem Ersparten im Urlaub eine wunderschöne rote Mütze. Ich hatte sie genau einen Tag.

Mittlerweile habe ich mich damit abgefunden, dass ich ein bisschen tüddelig bin und glaube insgeheim ganz fest daran, dass es in meinem Leben einen Ausgleich gibt, zwischen verlorenen und gefundenen Gegenständen. Denn es ist so: Ich verliere zwar auch heute immer noch viel, aber ich finde auch viel und darunter auch durchaus brauchbare Dinge. Und wenn ich eins von dem Kugelpendel auf dem Spielplatz im Zoo gelernt hab, dann dass was man aussendet auch irgendwie zu einem zurück kommt.

Für Lisa und mich fühlte es sich immer so an, als würde der Spielplatz uns gehören. Und so benahmen wir uns auch. Wir sorgten für Ordnung und verteidigten vehement unser Vorrecht auf die Schaukel. Ich tat das noch ein bisschen nachdrücklicher als Lisa, denn sie merkte oft gar nicht, wenn andere Kindern schon ungeduldig vor sich hin meckerten, weil sie auch endlich mal schaukeln wollten. Sie saß gedankenversunken auf der Schaukel und lutschte an ihrem Eis. Ich hingegen spürte die neidischen Blicke und das unruhige Zappeln der anderen Kinder durchaus, blieb aber mit Absicht noch ein bisschen sitzen. War ja schließlich unser Revier.

Einmal hatte ich mir fest vorgenommen, einen Überschlag hinzubekommen. Mit aller Kraft schleuderte ich meine Beine vor und zurück, vor und zurück und als ich so hoch war wie es nur irgendwie ging, gab es diesen einen kurzen Moment, der sich ein bisschen nach freiem Fall anfühlte. Der Wind wirbelte meine blonden Locken in alle Richtungen und im Bauch kribbelte es, doch dann ging es auch schon direkt wieder abwärts. Nix da mit Überschlag.

„Hey, darf mein kleiner Bruder vielleicht auch mal schaukeln? Du bist schon voll lange drauf“, riss mich ein großer Junge aus dem Training. Ich rollte mit den Augen und nuschelte genervt: „Ja, gleich!“ Was ich wirklich dachte, traute ich mich nicht zu sagen: „Mein Papa ist hier der Herrscher der Elefanten. Ich schaukle so lange ich will!“ Ich nahm noch einmal all meine Kraft zusammen und schaukelte so hoch ich nur konnte. Wenn es schon keinen Überschlag gab, dann wenigstens einen Weitsprungrekord. Am höchsten Punkt ließ ich die kühlen Metallketten der Schaukel los, ruderte kurz mit den Beinen in der Luft und landete dann im weichen Spielplatzsand. Schnell putzte ich mir Hände und Knie sauber und suchte mir eine andere Beschäftigung.

Schräg gegenüber von den Schaukeln standen zwei große Fliegenpilze, unter deren Hüten Griffe befestigt waren. Hielt man die fest und nahm mit den Füßen etwas Anlauf, konnte man die Pilze in Rotation versetzen. Zog man die Knie dann ein wenig an und löste die Füße vom Boden, flog man ein paar Runden im Kreis. Bis ich ungefähr acht Jahre alt war, war ich fest davon überzeugt, dass die „Fliegenpilze“ so hießen, weil man an ihnen fliegen konnte.

Ernüchtert musste ich feststellen, dass es damit leider nichts zu tun hatte.

Viele Jahre reckte ich meine immer zu kurzen Kinderarme in die Luft, stellte mich auf die Zehen und versuchte vergebens, mit den Fingerspitzen die Griffe zu berühren. Doch so sehr ich mich auch mit jeder Faser meines Körpers in die Luft reckte, ich kam einfach nicht ran. Manchmal lockten meine Verzweiflungsrufe meine Schwester an. „Na Tina, soll ich dir helfen?“, fragte sie dann. Sie war ein kleines Stück größer als ich und reichte gerade so an die Griffe.

„Stell dich mal hier hin. Ja, genau so“, ordnete sie jedes Mal in sehr ernstem Ton an. „Und jetzt streck deine Arme in die Luft. Ich schieb dich hoch. Bist du bereit?“

Ich presste dann ein gequältes „Ähm ja“ heraus, denn in der gestreckten Haltung fiel es mir schwer, noch zu atmen.

„Ok los geht's!“ Sie packte mich an der Taille und schob mich mit aller Kraft hoch. Endlich berührten meine Fingerspitzen das kalte Metall der Griffe und ich hatte es fast geschafft. Noch ein Stück, noch ein Stück und ich hing. Lisa ließ mich los und schob mich an. Leider fiel ich meist schon nach einer halben Runde wie ein nasser Sack in den Sand.

„Du musst dich festhalten“, sagte Lisa dann belehrend, „sonst bringt das ja nix!“

„Hab ich doch“ fauchte ich immer noch nach Atem ringend zurück. Aber so oft wir es auch versuchten, nach kurzer Zeit fingen meine Arme an zu zittern, ließen mich im Stich und ich fiel wie ein nasser Sack in den Sand. Einmal traf es mich besonders schlimm: Als ich mich wieder aufrappelte, bemerkte ich einen nassen Fleck an meinem